

INTERVIEW MIT JULIAN CHARRIÈRE:

INTERVIEW MIT JULIAN CHARRIÈRE:

Ulrich Schäfert: Der Mensch erscheint in Deinen Fotoarbeiten Where Waters Meet klein und zerbrechlich – nur kurz kann dieser im Wasser ohne Sauerstoff auskommen. Zugleich überschreitet er seine Grenzen, erobert neue Welten und ‚macht sich die Erde untertan‘... Was fasziniert Dich am Verhältnis von Mensch und Natur?

Julian Charrière: In Where Waters Meet geht es nicht darum, sich über Erde oder Umwelt zu erheben. Auch wenn auf den ersten Blick eine Grenzüberschreitung mitschwingt, interessiert mich der Moment des Eintauchens: ein Zustand, in dem sich Mensch und Umgebung annähern, durchdringen, zeitweise eins werden. Die Frage nach der „Faszination zwischen Mensch und Natur“ setzt bereits eine Trennung, die ich infrage stelle. Der Mensch steht der Natur nicht gegenüber, er ist in sie eingelassen, körperlich wie geistig. *Where Waters Meet* macht diese Verflechtung sichtbar. Wasser ist dabei nicht nur Motiv, sondern Medium der Auflösung: Es verändert unsere Erfahrung von Raum, Zeit und Gewicht. In den Cenoten wird der Körper entgrenzt. Er schwebt, verliert Orientierung, taucht in eine stille, archaische Welt. Zugleich bleibt die Luft knapp. Verletzlichkeit bleibt spürbar. Dieses Spannungsverhältnis interessiert mich: Eintauchen als Übergang zwischen Kontrolle und Hingabe, Sichtbarkeit und Verschwinden. Die Fotografien zeigen keine heroische Eroberung, sondern einen Moment des Loslassens, in dem der Körper nicht dominiert, sondern empfänglich wird.

US: Der Klimawandel scheint nicht aufzuhalten und der Mensch verbraucht die Ressourcen der Erde, so dass diese an ihre Grenzen zu kommen drohen. Du bist mit deiner Kunst in einer Art Feldforschung oft an entlegenen Orten in Grenzbereichen unterwegs. Welche Beobachtungen machst Du und welche Schlüsse ziehst Du aus Deinen Erfahrungen?

JC: Ich begreife diese Orte nicht als Kulissen, sondern als lebendige Archive. Sie erzählen von geologischen Zeiträumen, von Eingriffen und von Prozessen, die unserem Blick oft entgleiten. Mich beschäftigt, wie wir überhaupt in Beziehung treten zu einer Welt, die wir zugleich verändern und uns entfremden. Meine Arbeit ist eine Form des Eintauchens, wörtlich und übertragen. Ich suche körperliche Nähe zu Phänomenen, die sonst als Zahlen, Modelle oder Schlagzeilen zirkulieren. Ob unter Wasser, auf Gletschern oder in vulkanischen Zonen, es geht darum zu spüren, was wir längst beeinflussen, aber kaum begreifen. Die ästhetische Erfahrung wird dabei zum Zugang, nicht als Flucht, sondern als Möglichkeit, die Komplexität der Gegenwart zu erfassen. Eindeutige Schlüsse ziehe ich nicht. Eher eine Haltung: Wir müssen das Menschsein neu verorten, nicht als Gegenüber, sondern als Teil eines verflochtenen, atmenden Gefüges. Die Orte, die ich aufsuche, machen das spürbar. Sie sind keine Außenwelt. Sie sind wir.

US: Was bedeutet es für Dich, wenn Deine Werke in einer Kirche zu sehen sind und dies in Form eines Diptychons, einer Hängung in sakraler Tradition?

JC: Ein sakraler Raum verändert die Wahrnehmung meiner Arbeiten grundlegend. Er ist aufgeladen mit Vorstellungen von Transzendenz, Ritual und Übergang, von Leben zu Tod, von Materie zu Geist.

Die Hängung von *Where Waters Meet* als Diptychon ruft ikonografische Echo Räume auf. Man denkt an Flügelaltäre oder an Bildpaare der Offenbarung. Es sind keine religiösen Bilder im engeren Sinn, doch sie berühren Themen, die sich mit dem Religiösen reiben: Auflösung des Körpers, Versinken, Schweben, das schwer Greifbare.

Das Untertauchen, die Übergabe an das Element, steht für Transformation. Am Taufort wird diese Lesart konkret: Eintauchen als Übergangsritual, als Metapher für Neubeginn und für ein anderes Verhältnis zur Welt. Es geht mir nicht um das Nacherzählen christlicher Narrative, sondern um ein Echo geteilten Erlebens, unabhängig von Glaubensfragen.